

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 263.

Dienstag, 26. September

1933.

Lutz sucht Braut für seinen Vater!

Roman von HANS HEUER

27. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Aber nur weil man einen Menschen ärgern will...“
„Macht man so etwas, jawohl! Aber nehmen Sie sich die Sache nicht so zu Herzen, Herr Eggebrecht, wir wollen gute Freunde bleiben, auch wenn aus uns kein Paar werden sollte. Als Schwiegervater könnte ich Sie mir übrigens viel besser vorstellen, wenn Sie — einen anderen Sohn hätten!“

„Einen anderen Sohn? Erlauben Sie, Fräulein Brigitte, was haben Sie denn an meinem Sohn auszu- setzen?“

„Ein Mensch, der will, daß alles nach seiner Pfeife tanzt...“

„Lutz ist einer, der es zu etwas im Leben gebracht hat, also kann er auch einen Ton riskieren!“

„Na, und dann... mit einem Schürzenjäger will ich ebenfalls nichts zu tun haben! Sie haben mir doch selbst gesagt, daß er das ist!“

Anton Eggebrecht wurde wahrhaftig rot.

„hm, naja... das habe ich wohl gesagt, weil... weil ich glaubte... weil ich glaubte... also mit einem Wort, Fräulein Brigitte, es stimmt nicht! Lutz ist ein solider junger Mann...“

„Unzähligen Frauen hat er bereits das Herz geknickt und hat sie dann einfach sitzen lassen!“

Anton Eggebrecht wurde immer verlegener. Er rutschte auf seinem Sessel hin und her, als hätte ihm jemand darunter zu sehr eingeheizt.

„hm... ja... auch das habe ich gesagt, gewiß... aber es... es ist gleichfalls nicht wahr. Ich... ich habe nur gefürchtet, Lutz könnte... Sie würden...“

„Ich würde mich in Lutz verlieben?“ Git Stüwe lachte schallend auf. „Sie sind mir ein netter Vater! Macht seinen Sohn schlecht, stellt ihn als den ärgsten Frauenverführer hin und dabei... na, wenn ich ihm das erzähle...“

„Um Gotteswillen, tun Sie das nicht...“

„Ich werde ihm nicht erzählen, was für ein Rabenvater Sie sind, wenn Sie sich jetzt fertigmachen und mit mir auf den Semmering fahren!“

Anton Eggebrecht sah sie an.

„Dort wollen Sie sich mit diesem... diesem Herrn Zephir treffen und ich... ich soll... Ist dieser Herr etwa schuld daran, daß Sie mich plötzlich nicht mehr heiraten wollen?“

„So neugierig fragt man nicht! Also kommen Sie!“

„Ich weiß nicht.“

„Wenn ich nun sehr, sehr schön bitte?“

Anton Eggebrecht rang mit sich. Nach diesem Gespräch wäre er am liebsten sofort wieder nach Berlin zurückgefahren, um sich in Zehlendorf-Machnow zu vertreiben. Aber Brigitte stand vor ihm, wirklich mit bittend erhobenen Händen und sah ihn an, daß ihm wieder ganz warm ums Herz wurde.

„Ich halte es doch für besser...“ begann er zaghaft.

Plötzlich klang ein lustiges helles Lachen von Gits Lippen. Und ebenso plötzlich fühlte er ihre schmalen weichen Arme um seinen Hals und spürte ihre blutwarmen vollen Lippen mitten auf seinem Mund. Das alles unbekümmert um die Menschen, die in dem feudalen Hotel an ihnen vorüberschritten.

Anton Eggebrecht sah vollständig vertattert da und starrte sie verständnislos an.

„Sie sind ein wundervoller köstlicher Mensch, Herr Eggebrecht! Jetzt habe ich Sie endlich einmal auf die Probe stellen wollen — und was kommt heraus? Herr Eggebrecht senior scheint froh zu sein, daß ich ihn nicht heiraten will!“

„Nein, nein, aber...“

„Bitte, keine Ausrede! Erst große Heiratsversprechen machen und dann sich heimlich, still und leise zurückziehen wollen bei der ersten besten Gelegenheit! Das nennt man alte Schule! Mich entführen vom treuen Herzen meines Vaters und mich dann in dieser großen fremden Stadt mutterseelenallein sitzen lassen wollen! Damit Sie es wissen: Es war alles nicht wahr, was ich Ihnen sagte. Natürlich will ich Sie heiraten! Möglichst bald sogar! Wir fahren jetzt nur noch auf ein paar Tage auf den Semmering, erholen uns dort ein bißchen, traxeln in den Bergen herum... ich will auch mal den Versuch machen, ob man einen ziemlich steilen Berg im Auto hinunterfahren kann... jedenfalls lernen wir uns da noch besser kennen und fahren dann nach Berlin zurück und heiraten!“

Da konnte Anton Eggebrecht nicht mehr mit. Eben erklärte sie ihm noch ernsthaft, er sei ihr zu alt, sie denke nicht daran, ihn zu heiraten — und jetzt stieß sie alles um und sagte das Gegenteil!

Aus so einem exzentrischen Geschöpf werde ein anderer flug!

Sprung hin... Sprung her — was war nun eigentlich richtig?

Und merkwürdig, nun, da sie sich bereit erklärte, seine Frau zu werden, fehlte das Echo in ihm. Ja, er gab sich gar nicht die Mühe, es vor sich zu verheimlichen: Er hatte ganz, ganz leise aufgeatmet, hatte ganz, ganz leise daran zu denken gewagt, daß er nun in die alte Ruhe und Behaglichkeit zurückkehren dürfe, daß niemand mehr kommen würde, der mit ihm im Hundertzwanzigkilometertempo über die Aous raste, niemand, der mit aller Gewalt aus ihm einen Ozeanflieger machen wollte, niemand mehr, der ihn zu weiten, alles unkrempehenden Reisen ohne Zweck und Sinn zwang. Ganz, ganz leise war die Erkenntnis aufgedämmert, daß Lutz hundertmal recht hatte, daß Brigitte Stüwe tatsächlich zu jung für ihn war, zu jung und zu stürmisch, zu lebendig und zu wild, daß zu ihm eher eine Frau paßte wie diese Frau Eimenhorst, die auch noch fabel-

haft aussah, liebenswürdig war und sicher die Psyche eines Siebenundfünfzigjährigen besser verstand!

„Sie . . . Sie wollen mich doch heiraten?“

„Sie scheinen von dieser Absicht ja nicht gerade begeistert zu sein!“

„Na . . . natürlich! Es . . . es kommt mir nur zu überraschend!“ stammelte er und dachte gleichzeitig: Jetzt ist's passiert! Jetzt muß ich sie heiraten, ob ich will oder nicht! Und das Pilotenexamen werde ich auch machen müssen, wenn sie es will! Hätte ich doch nur auf Luz gehört!

„Und nun kommen Sie . . . auf den Semmering! Nun werden Sie ja wohl nicht mehr nein sagen!“

Anton Eggebrecht erhob sich. Daß sein Gesicht Spuren von Glück aufwies, hätte niemand behaupten können. Nur seine Beine schienen auf einmal um zwanzig Pfund schwerer geworden zu sein.

Wie bringe ich ihr nur bei, daß ich doch nicht mehr jung genug bin, um mit ihr im Auto den Semmering runterzurutschen und all' die anderen Dinge mitzumachen, die sie liebt? dachte er, noch verzweifelter als vor einer Stunde, da er sich über ihre Vernachlässigung beklagte!

Luz war allein im Hotel.

Seine Verbündeten waren ihm untreu geworden.

Heinz Lorsten war mit Else Marschner auf und davon gegangen. „Nur auf ein kleines Stündchen!“ hatte der Weltrekordmann gesagt. „Wenn man schon in Wien ist, muß man es sich auch ansehen. Fräulein Marschner kennt diese schöne Stadt ja noch nicht. Ich fahre mit ihr zum Kobenzl hinaus, da kann sie sich's gleich von oben anschauen!“

Frau Elmenhorst hatte Luz zu einer Spazierfahrt aufgefordert. Er hatte abgelehnt mit der Begründung, daß er vor allem erst versuchen wolle, zu erfahren, was mit seinem Vater und Git Stüwe los sei. Da war Lucie Elmenhorst solo losgewandert.

Um zwölf Uhr wollte man sich im Kranz-Hotel wieder treffen und dann gemeinsam mit frischen Kräften an der Aufgabe, die man sich gestellt hatte, weiterarbeiten.

Diese Aufgabe . . .

Luz stand am Fenster und sah auf die Kärntnerstraße hinab.

Worin bestand diese Aufgabe nun eigentlich? Die Ehe zwischen seinem Vater und Git Stüwe verhüten? Deshalb brauchte man nicht in sinnloser Hast hinter ihnen dreinzugondeln. Unterwegs würden sie kaum ans Heiraten denken.

Git Stüwe in die Arme nehmen und ihr sagen: Jugend gehört zu Jugend! Mich heiratest du und keinen andern!? Und wenn Git Stüwe ihn auslachte und rundweg erklärte: „Nein, mein Lieber, zum Heiraten gehören zwei, und beide müssen Ja sagen!“

Luz wandte sich ab und griff nach der auf dem Tisch liegenden Zigarettendose.

Die ganze Karre war verfahren. Das Mädel glaubte jetzt, er würde ihr einen Heiratsantrag tatsächlich nur machen, um eine Ehe zwischen ihr und seinem Vater zu verhindern und glaubte nicht an seine Liebe.

Während er noch grübelte, klingelte das Telephon. Er nahm den Hörer ab.

Der Hotelpartier.

„Ein Herr ist da und möcht' Sie sprechen!“

„Ein Herr — mich?“ — Wer in aller Welt wußte von seiner Anwesenheit in Wien? — „Sein Name?“

Eine kurze Pause. Dann: „Herr Ralph Zephir!“

Ralph Zephir? Ralph Zephir? Der Name kam ihm irgendwie bekannt vor. Und auf einmal erinnerte er sich: Der bekannte Sportsmann! Was mochte der von ihm wollen?

„Ich lasse bitten!“

Zwei Minuten später stand Ralph Zephir im Zimmer.

„Wenn Sie das Wort Zephir hören, denken Sie unwillkürlich an einen Oberhemdenstoff!“ begann er ungeniert. „Damit habe ich nichts zu tun. Sie brauchen

also nicht zu befürchten, daß ich Reisender in Wäsche-
stoffen bin!“

„Ich habe nicht das Vergnügen . . .“ sagte Luz zurückhaltend.

„Ich komme im Auftrage Git Stüwes.“

„Ach?“

„Tut Ihnen etwas weh?“ lächelte Ralph Zephir. „Nein? Nun, dann kommen wir zur Sache; Git Stüwe hat mich gebeten, Sie ausfindig zu machen . . .“

„Und was wünscht Fräulein Stüwe von mir?“

„Fräulein Stüwe möchte gern wissen, was Sie von ihr wollen! Ihr Vater ist gewiß ein alter, hilfloser Herr . . .“

„Das mit der Hilflosigkeit ist ein bißchen übertrieben!“

„. . . aber immerhin“, fuhr Ralph Zephir fort, „immerhin erregt es Git Stüwes lebhaftestes Erstaunen, daß Sie ihr diesen alten Herrn mit aller Gewalt entreißen wollen.“

„Auch entreißen ist übertrieben! Aber Git Stüwe liebt ja Übertriebenheiten, falls diese Ausdrücke nicht von Ihnen stammen sollten!“

„Da tun Sie ihr Unrecht, Herr Eggebrecht. Git Stüwe ist ein Prachtgeschöpf.“

„. . . das aus lauter Trotz einen siebenundfünfzigjährigen Herrn heiraten und damit beweisen will . . . Aber das ist ja unwichtig! Wichtiger ist: Hat Git Stüwe Sie zu mir geschickt, damit Sie mir einen ausführlichen Vortrag halten sollen über ihre mehr oder weniger goldenen Eigenschaften?“

„Das war nur meine persönliche Privatmeinung. Git Stüwe läßt Sie nur bitten, in aller Ruhe nach Berlin zurückzukehren und . . .“

„Was ich tue, lasse ich mir von dieser jungen Dame nicht vorschreiben!“

„Sie hat mich aber geschickt, um die Friedensverhandlungen mit Ihnen zu eröffnen, wobei ich zu bemerken besugt bin, daß diese Friedensverhandlungen nicht mit einem Versailler Diktat besiegelt werden sollen! Da das Schicksal Ihnen nun einmal doch eine so junge Stiefmama zugebracht hat . . .“

„So komisch ist das Schicksal nicht, Herr Zephir! Und wenn es das doch sein sollte, hat man immer noch die Möglichkeit, es zu korrigieren! Git Stüwe beharrt also noch immer auf der . . . auf Ihrem Standpunkt, meinen alten Herrn heiraten zu wollen?“

„Sie beharrt ununterbrochen! Und da sie durchaus ernste Absichten auf Ihren Vater hat . . .“

„Git Stüwe soll zu mir kommen und mir das selbst sagen!“ rief Luz Eggebrecht.

„Sie verlangen Unmögliches. Git Stüwe hat Wien bereits vor einer Stunde verlassen . . . hat Wien und mir treulos den Rücken gekehrt!“

„Wie?“

„Vielleicht hören Sie morgen von ihr selbst!“

Luz zerdrückte die Zigarette in der Ashenschale. Wandte sich wieder seinem eigentlichen Besucher zu und sagte:

„Wenn Sie Git Stüwe sehen, bestellen Sie ihr einen schönen Gruß von mir. Strafantrag wegen Entführung eines Minderjährigen kann ich leider nicht gegen sie stellen . . . einen Paragraphen, der die Entführung von Männern über Fünfzig durch unternehmungslustige junge Damen unter Strafe stellt, gibt es nicht — aber wenn Git Stüwe glaubt, meinen Vater durch die ganze Welt schleppen zu können . . .“

„Sie will nach London und sich dort verheiraten.“

„Das hat sie schon einmal gesagt und ist nach München gefahren! Ich erkläre Ihnen jedoch in aller Form: Sollte Git Stüwe meinen Vater heiraten, gebe ich ihr den guten Rat, sich mit ihm irgendwo am Südpol oder Nordpol anzusiedeln! Und auch das würde ihr nicht viel helfen, denn ich bin entschlossen, sie selbst dort aufzusuchen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Mühlenbauer.

Von Bernhart Rehe-München.

Der König von England brauchte Soldaten, um die rebellischen Kolonisten in Nordamerika wieder unter die Krone Englands zu zwingen. Der Kurfürst von Hessen-Kassel brauchte Geld, um seine prunkvollen Bauten zu vollenden und seine galanten Frauen zu ergötzen. England gab das Geld, Kassel die Soldaten. Die Hächer des Kurfürsten zogen durch das Land und holten den Bauern vom Pflug, den Handwerker aus der Werkstatt. Ein Klagen und Jammern ging durch die Dörfer und Städte, ein heimliches Faustballen, ein ohnmächtiges Murren. Die Tore der Kasernen verschlangen die Männer.

Wo die Diemel in die Weser mündet, hatten die Kurfürsten den Carlshafen angelegt. Von hier aus gingen die Schiffe den Weserstrom hinab bis ans Meer. Schifffahrt brachte Leben und Erwerb. Viel Vorrat zog hinzu. Handel und Handwerk konnten die Hände rühren.

Der Mühlenbauer Christian Dietrich Rade hatte nach langer Wanderschaft seine Werkstatt in Carlshafen aufgeschlagen. Er hatte helle Augen und starke Arme, die rasch zugriffen. Das Geschäft blühte auf. Bis weit ins Westfälische hinein liefen in der Diemel und in ihren Bächen seine Mählräder. Und im Hause sang seine junge Frau, die er sich aus der Blüdemühle bei Marsberg im Diemeltale geholt hatte, und nähte an der Wäsche für das erste Kind, das sie erwartete.

Da pochten eines Tages zwei Soldaten des Kurfürsten mit den Gewehrkolben an seine Werkstatttür und zeigten ihm den Befehl. Er riß das Papier in Fetzen und warf die Hächer durch das Werkstattfenster hinaus. Zu sechs kamen sie wieder und schleppten ihn nach Kassel in die Kaserne. In der Nacht brach er aus und forberte sein Recht vor dem Richter. Er sei kein Untertan des Kurfürsten. Seit alten Zeiten säßen seine Leute als Freisassen auf dem Hof im Westfälischen. Mit Brief und Siegel habe er Haus und Grund in Carlshafen als Freimann erworben. Er verlange seine Freiheit. Die Richter steckten die Köpfe zusammen und erklärten, den Fall der kurfürstlichen Kanzlei vorlegen zu wollen. Man brachte ihn ins Gefängnis zurück. Christian Dietrich schrieb an den Vater und machte eine Eingabe an die herzogliche Kanzlei in Schwerin, ihn als Westfälischer zu reklamieren. Die Kanzlei schwieg. Der Vater antwortete, von Schwerin sei nichts zu erwarten. Der Herzog wolle es mit dem Vetter in Kassel nicht verderben. Aber wenn er an seiner Stelle wäre, dann wäre er lieber Soldat als Gefangener. Ein Soldat habe Fäße zum Laufen. Der Weg von Carlshafen bis zum Meer sei lang. Auch auf der Weser sei die Nacht dunkel. Und vieler Herren Länder grenzten an den Strom.

Da lachte Christian Dietrich und ließ sich den Soldatenrock anziehen. Als sein Bataillon in Carlshafen eingeschifft wurde, erhielt er Urlaub, von seiner Frau Abschied zu nehmen. Er sprach zu ihr, sie solle die Tränen aus den Augen wischen. Seine Fahrt ginge nicht nach Amerika. Morgen solle sie die Botenfuhre nehmen und diemelauflwärts zur Blüdemühle reisen. Dort solle sie bleiben, bis sie Nachricht von ihm erhielte. Ihre Augen lachten wieder in neuer Hoffnung. Doch ihre Lippen hegten Sorge ob des Wagnisses, das er im Sinne habe. Da nannte er sie eine Närrin, die nicht wisse, daß das Wasser des Mühlenbauers Freund sei, und läste ihr die Angst vom Mund. Ehe die Nacht hereinbrach, verließ das Schiff, gefüllt mit Menschenjammer und Abschiedsschmerz, durchzittelt von Flächen, Beten und Abenteuerlust, den Hafen und glitt die Weser hinab.

Die Nacht verging, der Tag stieg heraus. Das Schiff zog seine Bahn. Der Abend kam mit Wind und Regenschauern. Wolken zogen über den Mond. Christian Dietrich wartete auf seine Stunde. Er kannte den Strom und seine Ufer von mancher Fahrt. Bald mußte die große Biegung kommen. Da fing das Ravensberger Land an. Das war preussisch. Und Preußen hieß Sicherheit. Um aus dem großen Raum unter Deck, der unter scharfer Bewachung stand, herauszukommen, hatte er sich krank gemeldet. „Mühlenbauer haben alle das Reitzen, wenn sie über Wasser fahren“, hatte der Arzt, seiner Krankheit Glauben schenkend, gesagt, und hatte ihn in die Revierstube gesteckt. Hier war die Bewachung für ihn ohne Gefahr. Der Sanitätskorporal war froh, wenn seine Kranken ihm nicht die Nachtruhe störten. Christian Dietrich lag auf seiner Britsche und beobachtete durch das Bullauge die Wahrzeichen am Ufer, wenn der Mond aus den Wolken brach. Die Hand fühlte nach der Bootsleine, die er schon zu Hause um den bloßen Leib geschlungen hatte. Denn er durfte nicht von der Kelling in den Fluß springen, der Ausschlag auf dem Wasser hätte ihn der Wache verraten. Er wollte sich an der Leine die Schiffswand hinabgleiten lassen, um ohne Geräusch ins Wasser zu tauchen.

Da kamen zur Linken die drei Pappeln in Sicht, von denen die mittlere vom Blitz halb abgeschlagen war. Das war das Wahrzeichen, das er gesucht hatte. Gleich mußte die scharfe Biegung

kommen, dann waren sie im Ravensbergischen. Jetzt hörte er auch den Ruf des Rudergängers, der die Unterstüßung herantief. Denn die Strömung war hier stark. Drei Mann hatten am Steuer voll zu tun, das Schiff in richtiger Fahrt zu halten. Nach der Biegung kam die lange gerade Strecke. Da würde die Unterstüßung wieder in die Rufe kriechen und der Rudergänger hatte Zeit, sich durch ein Nickerchen von der Anstrengung zu erholen. Der Mühlenbauer wartete noch fünf Minuten, während er die Bootsleine von seinem Leibe löste und zum Auswerfen fertig mit dem Endstück über dem Daumen in seine Linke brachte. Dann schickte er, nur mit der Hose bekleidet — im Preussischen verhalf man gern einem heftigen Deserteur zu Stiefel und Rock — aus der Revierstube in den Gang, der zur Schiffstreppe führte. Ehe der Posten zur Treppe zurückkam, war er an Deck.

Die Steuerbordwache fuhr auf. Was war das für ein Schatten? Da stürzte eine Kette. Der Posten stürzte an die Kelling und sah in dem wiederaufkommenden Mond einen Mann hinabgleiten. Er schlug Alarm. Der Wachoffizier stürzte aus seiner Kajüte. „Mann über Bord“, meldete Steuerbord. Kommandorufe. Das Schiff stoppte. Die Wachen traten an. Zwei Boote gingen zu Wasser. Fackeln leuchteten über den dunklen Strom. Gewehrsalben trachten.

Währenddessen schwamm auf der Backbordseite Christian Dietrich ans Ufer und warf sich in die Weidenbüsche, bis der Spurt auf dem Wasser zerfiel. Das Schiff glitt weiter die Weser hinab. Auf der Bataillonsliste wurde ein Name gestrichen.

Christian Dietrich schlug sich durch Ravensberg ins Paderborner Gebiet. In Lippstadt fand er bei einem Meister Arbeit und Brot. Ein Bote brachte in die Blüdemühle einen Brief. Der Mühlenbauer tief seine Frau nach Lippstadt. Der Müller antwortete, die Tochter wäre nicht in der Heimat. Man habe keine Nachricht von ihr. Da hielt es den Mühlenbauer nicht in der Fremde.

Eines Nachts stand er in Carlshafen vor seinem Haus. Sein Pochen verhallte. Kein Licht flammte auf. Kein Schritt ging über die Diele. Da erwachte der Nachbar von dem Geräusch, ihn erkennend, öffnete er hastig seine Tür und zog den Ermatteten in sein Haus. Ein Kind weinte auf. Die Nachbarin legte es ihm in den Arm. Es war sein Knabe. Seine Frau? Man senkte den Kopf. Sie lag auf dem Friedhofe. Den Starten schlug es hin. Dann hob er das Gesicht: wie kam das alles? Was ist geschehen? — Wie durch einen Rebel hörte er eine von Mitleid erfüllte Stimme: die junge Frau konnte die Reise ins Westfälische nicht antreten, weil, wohl durch die Aufregung des Abschieds beschleunigt, ihre schwere Stunde kam. Das Kind wurde geboren und alles war gut. Am dritten Tage kam der Büttel mit einem Schreiben vom kurfürstlichen Amt: der Mühlenbauer sei bei dem Versuch zu desertieren, in der Weser ertrunken. Das Eigentum eines Deserteurs sei dem Fiskus verfallen. Die Frau sei in Haft zu nehmen und zur Verfügung des kurfürstlichen Gerichts in Kassel zu halten. Die junge Frau lag wie tot in den Kissen. Der Büttel hatte ein Herz und ging. Da kam der Amtmann selbst und befahl, die Kranke, die in hohem Fieber glühte, aufzugreifen und ins Gefängnis abzuführen. Die Büttel standen mit schlaffen Armen. Wir Nachbarn umringten den Amtmann und baten um Aufschub bei Gottes Barmherzigkeit. Er lachte uns ins Gesicht: „Gottes Barmherzigkeit ist nicht für Gesindel da“, und wiederholte den Befehl. Da nahmen die Männer sie auf und trugen sie so behutsam, wie rauhe Hände es vermochten, ins Gefängnis. Am andern Tage war sie tot. — Der Geschlagene blieb stumm. Zwei Tränen traten aus seinen Augen und siderten langsam die bleichen Wangen hinunter. Dann raffte er sich auf, dankte den Nachbarn für ihr Mitleid und ihre Hilfe und bat, den Knaben bei guter Gelegenheit zu den Großeltern in die Blüdemühle zu bringen. Die Nachbarn versprachen es und hielten ihr Wort.

Dann verlor sich die Spur des Mühlenbauers im Dunkel des Habichtswaldes.

Der Amtmann von Carlshafen kehrte von einer Jagd nicht zurück. Auch seine Leiche konnten die besten Spürhunde des Kurfürsten nicht finden. Sein Haus ging eines Nachts in Flammen auf. Die Carlshafener hörten den Feuerlärm, aber sie blieben in ihren Betten. Auf den kurfürstlichen Domänen flog der rote Hahn von Dach zu Dach. Der Kurfürst raste und setzte hohe Belohnungen aus. Kein Angeber meldete sich. Kein Büttel konnte den Täter fassen.

Als der Ragenthof in Flammen stand, schrieb die Pächterin auf. Im zweiten Stod lag ihr Knabe in der Wiege. Die topflose Wärterin hatte sich gerettet und das Kind vergessen. Die Männer schüttelten den Kopf. Das brennende Haus wäre der sichere Tod.

Da stürzte ein verwilbert aussehender Mann aus den Büschen, setzte die Leiter an und sprang in die Flammen. Den Knaben warf er unverfehrt in das bereitgehaltene Tuch. Als er den Fuß auf die Leiter setzte, brach die Wand zusammen.

Als am nächsten Tage der Botenfuhmann von Carlshafen vorüberfuhr und den Toten sah, meinte er, wenn das kurfürstliche Amt nicht vermeldet hätte, daß der Christian Dietrich in der Weser

ertrunken sei, so möchte er schwören, daß der Tote der Mühlenbauer von Carlshafen sei.

Das ist die Geschichte des Ahns, der auf eigene Faust sich rächte an der Gewalt, die mit Menschenleben und Menschenglück spielte wie mit Kieselsteinen. Der sein Leben hingab, um ein Kind zu retten.

Ich habe sein Geschick niedergeschrieben, wie die mündliche Überlieferung es festgehalten hat und wie ich, seiner Seele nachspürend, es noch einmal mitfühlend erlebte.

Der Untröstliche.

Von Siegfried von Begeßat.

Vor vier Wochen starb unsere Nachbarin, die alte Walburga Loidl. Sie war über achtzig geworden, litt an Wassersucht, lag schon viele Jahre leise stöhnend unter einem mächtigen, rotgewürfelten Federbett in der verräucherten Stube, und humpelte nur dann und wann bis zur Tür, um die Hühner zu füttern.

Alle anderen Arbeiten, auch das Kochen, verrichtete ihr Mann, der alte Xaver: er mähte die Wiese, häufelte die Kartoffeln, hachte das Holz, fütterte und melkte das Vieh. Er war noch ganz rüstig, aber auch schon nahe an die Siebzig. Kinder hatten sie nicht: zwei Söhne waren im Krieg gefallen, eine Tochter früh gestorben. Um so rührender hingen die beiden Alten aneinander. Durch eine fast fünfzigjährige Ehe waren sie sich so ähnlich geworden, daß man sie für Geschwister hätte halten können: dasselbe verwitterte, ausgehörrte, von Runzeln zersurchte Gesicht, dieselben tief liegenden wasserblauen Augen, mit dem halb kindlich-gutmütigen, halb verschmitzt-mißtrauischen Ausdruck, wie ihn die Waldler hier oft haben.

Stumm führte mich der alte Xaver zur Leiche, die in einer kleinen, dunklen Kammer hinter der Küche aufgebahrt lag, zog das weiße Tuch vom pergamentgelben eingefallenen Gesicht und schluchzte wie ein Kind. Ein Strauß roter Papierrosen lag auf dem aufgedunsenen Leib der Toten, in den merkwürdig langen, geschwollenen Händen steckte ein schwarzes Kreuz.

Ich versuchte den Alten zu trösten, so gut ich es konnte: die Frau hätte doch so gelitten, nun sei sie erlöst — und was man sonst so sagt, obgleich man weiß, wie leer und hilflos alle solche Trostworte sind. Ob Xaver mich überhaupt verstand, weiß ich nicht. Jedenfalls schluchzte er immer heftiger, und während die dicken Tränen über seine zersurchten Wangen kullerten, versicherte er mir immer wieder, was für eine Frau Walburga gewesen sei:

„O mei, o mei, war dös a Wei! So oane kriag i nimma; naa, i heirat nimma!“

An die Möglichkeit, daß der alte Xaver noch einmal heiraten könnte, hatte ich eigentlich gar nicht gedacht. Ich glaubte deshalb, daß seine wiederholten Versicherungen, nie wieder zu heiraten, nur den tiefen Schmerz über den Tod seiner Frau ausdrücken sollten, und schüttelte voller Teilnahme seine zitterige Hand.

In der Stube nebenan hockten die Bauern und Bäuerinnen vom Dorf, Mägde und Burschen beim „Leichenbier“, das der alte Xaver einschenkte. Man schwatzte, lachte, machte sogar derbe Späße, und nur dann und wann, wenn eine alte Bäuerin den Rosenkranz herbetete, fielen die Leute murmelsnd in das Gebabbel ein, als befänden sie sich, warum sie eigentlich hergetommen wären. Spät nachts hörte ich noch wildes Kreischen und Gejohle. Das Leichenbier war vielleicht etwas zu reichlich gewesen.

Eine Woche später traf ich wieder den alten Xaver. Er hatte Holz vor seinem Häuschen. Ich trat auf ihn zu, schüttelte seine knöchrige Hand. Xaver hieb die Art in einen Wurzelstock, zog ein rotes Tuch hervor, schneuzte sich umständlich und erklärte mit Überzeugung, wobei Tränen in seine Augen kamen:

„O mei, war dös a Frau! A seel'nguats Leit! Dst is mir d' Weil lang! Glaub mirs oder net, — aber vor Lichtmeß heirat i nimma, naa, dös tua i net!“

Lichtmeß ist Anfang Februar. Immerhin wollte er also ein halbes Jahr trauern, und dann erst heiraten. Vorsichtig erkundigte ich mich, ob er wirklich ernstliche Absichten hätte, ob er schon jemand habe, und ob es wirklich ratsam sei, in seinem Alter . . . aber Näheres war aus Xaver nicht herauszubekommen. Er griff wieder nach der Art und hieb auf das Holz ein, daß die Späne splitterten.

Zwei Wochen später begegneten wir uns wieder. Er kam von der Kirche im schwarzen Rod und schwarzen Filzhut, eine schwere silberne Uhrkette über dem Bauch.

Xaver blieb stehen, holte sein buntes Schnupstabsfläschchen aus der Tasche, klopfte eine Prise auf den Daumen, schnupfte, blinzelte mit seinen wasserhellen Augen und meinte dann, während er das Fläschchen wieder in die Tasche steckte: „O mei, war dös a Wei, so oane kriag i nimmt! Glaub mir's oder net, aber vor Micheli heirat i nimma!“

Aus den sechs Monaten waren nun sechs Wochen geworden. Und wie, um sich zu rechtfertigen, fügte er nach einer Weile hinzu:

„Das Schederl wird um Micheli kalben, da brauch i a Frau. I werd alt, i to net alls alloa damacha!“

So lange Walburga lebte, konnte er für zwei arbeiten. Aber es muß wohl schwerer sein, für sich ganz allein zu schuften.

Und heute kam ich wieder an seinem Häuschen vorbei. Der alte Xaver winkte mir heftig aus dem Fenster zu und bat mich, einzutreten.

Eine stämmige ältere Frau saß still und ernst auf der Bank neben dem Tisch. Vor ihr ausgebreitet lag ein blaue gemusterter Kattunstoff, daneben stand eine Maß Bier.

„Dös is d' Jenz, die wo mei Wei wird“, erklärte Xaver stolz und feierlich, „und am Sonntag über acht Tag is Hochzeit!“

Ich mußte den Kattunstoff prüfen, den Xaver seiner Braut gekauft hatte, mußte aus dem Maßkrug auf das alte junge Paar trinken.

In der Ecke am Fenster wölbte sich aber das rotgewürfelte Federbett der verstorbenen Walburga. Über zehn Jahre hatte Xaver die schwertrante Frau gepflegt. Sollte er nun wirklich noch länger warten? Nein, er hat recht, und ich glaube, auch die Tote hätte ihm recht gegeben, — schon wegen der scheuten Kuh, die zu Michaeli kalben soll.

Musikanekdoten.

Von Jo Hanns Köster.

Richard Strauß war zur Uraufführung der Oper eines Zeitgenossen eingeladen. Nach der Vorstellung beglückwünschte alles überschwänglich den jungen Künstler, nur Richard Strauß stand still und stumm.

Sie sagten mir gar nichts, Meister?“, fragte der Zeitgenosse.

Richard Strauß schüttelte ernst den Kopf: „Warum soll ich Ihnen etwas sagen? Ich habe Ihnen jetzt zwei Stunden zugehört und Sie haben mir doch auch nichts gesagt.“

Richard Strauß ist so zerstreut, daß seine Zerstreutheit fast sprichwörtlich ist. Kürzlich sah er sich auf einem Berliner Bankett, auf dem die schönsten Frauen Berlins anwesend waren, zu einem Trinkspruch genötigt. Er erhob sein Glas und sagte:

„Meine Herren — trinken Sie mit mir auf die Schönheit der Wiener Frauen!“

Richard Strauß wurde auf dem Berliner Presseball von einer Dame angesprochen.

„Erkennen Sie mich nicht? Ich bin doch Frau Aurelnit aus Wien.“

Richard Strauß fuhr sich nervös über die Stirn:

„Aber ja, gnädige Frau — vor zwanzig Jahren in Wien — Sie haben sich aber überhaupt nicht verändert, sonst hätte ich Sie bestimmt erkannt.“

Gounod sah in seiner Oper „Joseph“.

Der Tenor sang: „Sie warfen mich in einen feuchten und kalten Keller!“ Gounod beugte sich zu seinem Nachbar: „Man hat ihn dort zu lange darin gelassen.“

Zu Rossini trat ein Sänger, der ihn um Protektion bat. „Was singen Sie?“, fragte Rossini.

„Alles, was Sie wollen — Tenor, Bariton, Bass.“

Rossini nickte: „Herrlich — dann können Sie ja das Trio in Wilhelm Tell allein singen!“

Auber besuchte nie die Uraufführung einer Oper seiner Zeitgenossen, trotzdem man ihm stets seine Loge freihieß.

Warum eigentlich, Auber?“

Auber lächelte: „Ist es ein Durchfall, ärgere ich mich. Ist es ein Erfolg, ärgere ich mich noch mehr.“